Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 92. Bromberg, den 20. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(7. Fortsetzung.)

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterladen, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag die brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh an bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Au.steigetür und dem Fahrzeug am Turmdach sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge man nach der Aussteigetür und dem Fahrzeug am Turmdach Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Haustür getreten war. Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Gesell an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Gesell in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Gesell stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das war eben Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen, und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt: es tut mir leid, war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Gesell durchschaute ihn. Er wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was Fritz ihm sagte, daß er sollte; er verstand auch, was Fritz nicht sagte und er dennoch sollte. Fritz Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäfte so wenig als Apollonius. Er wußte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, was außer ihm und Fritz Nettenmair niemand wußte und niemand wissen durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort haftete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andere, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht. Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume als je; er horchte gespannter als je, aus jedem flüchtigen Laut hörte er mehr heraus und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends spät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen, und war nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause geeilt, um noch vor ihm heimzukommen. Er traf seine Frau in der Wohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas ins Ohr und ging.

Fritz Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schürfender Tritt des Gesellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Gesell war bei der Wache. Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte, und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Widerschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehedem sonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt. Heute war der Widerschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht, als es sein Blick berührte. Er tat einige gleichgültige Fragen und sagte dann: „Du bist heute lustig gewesen.“ Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Haus geschehe, sei er auch selbst nicht drin. „Du hast gesungen.“ Sie sah ihn ruhig an und sagte: „Ja. Und morgen sing' ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll.“ Er stand geräuschvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich ruhig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiser und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie tat es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ. „Und hat er dir weiter nichts gesagt?“ fragte sie. „Wer?“ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sah' aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammertür, in der das kleine Ännchen stand. „Der Spion! Der Zwischenträger!“ preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen. Fritz Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick, er sollte der Mutter gut sein, die Mutter sei gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er sah nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte seine Knie umschlingen, sein Blick, seine gehobene Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme, und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm tun konnte. Was er ihr tun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Türe verschlossen, wie um das Kind vor ihm zu retten. „Ich bin eins geworden mit mir,“ sagte sie und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her schritt, um nicht hineinsehen zu müssen. „Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld und ich hab' sie nicht kommen heißen. Ich hab' nicht gewußt, sie waren bös. Dann hab' ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd' werden, so lang' ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und hab' sie liegen sehn, und hab' die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich hab' ihr versprochen, ich will nichts Unehrliches tun und leiden, und hab' sie mit Tränen gebeten, sie soll mir helfen, nicht Unehrliches tun und leiden. Ich hab' so lang' versprochen und so lang' gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab'

gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir tun willst, davor fürcht' ich mich nicht und wehr' mich nicht. Du tust's auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts tun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich tun kann. Ich leid' es nicht; das sag' ich dir!"

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er wußte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußt' er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es hindern. Einen Rettungszweig zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unablässig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe tätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark wird. Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Und er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange, stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte über die Ohren ins Gesicht und übt mit Stock und Hand noch manche andere zarte Liebkosungen, und belacht sie als geistreiche Scherze mit bewunderndem Lachen. Er tut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht. Könnt' er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt! Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. — Was hilft's, daß sie's dem Kinde verbot? all ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wich ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen, und es tut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist's, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken Apollonius strenger oder milder darüber urteilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig; er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wär' sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie seine anderen. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung; sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten; bis sie selber schlief im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben; und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War's Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abzuziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hätte sie keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzuziehen. Im obersten Fache lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten ,ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Mann; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viel Briefe in dem Fach; und alle lagen offen und entfaltet darin. Und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, zu sehr glichen sie sich. Nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um ebensoviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefs. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andere. Sie berührte die Briefe alle, einen um den anderen, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch ein's, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter seinen Kameraden ausgeboten, und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr's während des Tanzens, und Apollonius sah zum Saalfenster herein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jene hatte sie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andere. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war, oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war's dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Träne um Träne stürzte auf das Papier und aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Wehen, wie von leisem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt, und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Tränen stieg, jede färbte sie regenbogenglänzender, jede rief: sie war dein, und die letzte jammerte: sie ist dir gestohlen! Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis sie des Bruders war, dessen er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiedenen nach. Er war so brav, daß er es für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiederfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, gesollt! es wär' nicht Sünde gewesen, wenn sie es tat; es wäre Sünde gewesen, tat sie es nicht. Und nun wär's Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu schrecklich klugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schaudernd von sich, dann sah sie unabsichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Bangen wußte sie den Mann so nah, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dort, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt, die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Macht. die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag kniend regungslos davor, und legte die Stirn an die scharfen Brettkanten. Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lange. Da stieg's empor aus dem leisen Weben, silbern wie ein Ostermorgenklang. Was fürchtest du dich vor ihm? Und sie sah all ihre Engel um sich knien, und er war einer von ihren Engeln. Der schönste, und der stärkste und der mildeste. Und sie durfte zu ihm aufsehen, wie man zu seinen Engeln aufsieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht, um ihn zu erschrecken, nicht als eine Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es ins Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen, als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen

Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen; aber sie gehörten ihr nicht. Nur die Kapsel mit der dürren Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es getan.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Tun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammertür ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht ans Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über den Gedanken, sofort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte, wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Fest.

Von Lisa Honroth Loewe.

Der Herzog von Geofirio bückte sich, um den Fächer aufzuheben, der seiner Dame entfallen war. In diesem Augenblick, unter den festlich gedeckten Tisch gebeugt, sah er, wie die Hand des Herzogs da Barga sich um das Knie der Herzogin Sismonda legte, das unter dem weißgoldenen Brokat des Festgewandes sich leise abzeichnete. Die Hand des Herzogs Geofirio schloß sich mit einem knirschenden Laut um das geschnitzte Gestänge des Fächers.

„Zerbrechen Sie ihn nicht“, sagte die schwarze Madonna Gianitta. Und ihre Augen lagen mit einem seltsamen Ausdruck des Verlangens auf der braunen Männerhand. „Sie halten fest, was Sie besitzen, Herzog.“

„Noch nicht fest genug, Madonna“, antwortete der Hausherr. Und er lächelte in die schwarzen Augen der Madonna Gianitta. Aber hinter diesem Lächeln des Hofmannes stand etwas — eine eisige Kälte, eine unbestimmte Drohung. Langsam wandte er den Kopf dorthin, wo gegenüber zwischen goldenen Schalen voll südlicher Früchte und Rosengewinden die Herzogin Sismonda neben dem Herzog da Barga saß. Die blonde Sismonda hatte die Augen gesenkt. Die langen Wimpern waren wie ein kühler Vorhang — ihren Blick verbergend. Nur um ihren sehr roten Mund war Lust. Plötzlich fühlte sie den Blick ihres Gatten, sah das Lächeln — aber sie sah nicht, was dahinter stand. Sie machte eine leise, kaum merkbare Bewegung, die Lust um ihren Mund verbarg sich, und ein großer, stahlblauer Kinderblick traf den Herzog.

Auch der Herzog da Barga sah auf. Er hob den Pokal aus Venezianerglas gegen den Herzog: „Ihr habt den köstlichsten Wein, der in ganz Genua kredenzt wird, Herzog — laßt uns trinken auf die Madonna unseres Herzens.“ Seine Knabenstimme war laut und unbekümmert.

„Ihr seid ein Feinschmecker, da Barga“, antwortete der Hausherr und das Lächeln stand immer noch wie festgemeißelt auf seinem dunklen Gesicht. „Ihr versteht das Beste im Hause zu schätzen; wenn Ihr mir aber die Freude machen wollt, morgen abend auf mein Landgut zu kommen — mein Vetter sandte mir aus Sizilien ein Faß neuen Weines —, probt mit mir, ob ich diesen Wein meinen Gästen vorsetzen kann, wenn ein neues Fest uns alle vereint.“

*

Der warme Wind, vom Meere herüberströmend, warf Wellen von Duft aus dem Garten empor. Blühendes Gesträuch rankte sich über Altane und Loggien hinein in die geöffneten Fenster.

Im Speisesaal brannten die Kerzen gelb und still. Das Licht spielte auf den bronzenen Leuchtern, auf Geräten und Prunkschüsseln; alles trug das Wappen des Hauses Geofirio, den Dolch auf einem Grunde heraldischer Lilien.

Die Herzogin Sismonda in purpurnem Veroneser Samt, die Goldhaube auf dem hellen Gold des Haares, öffnete die Tür zum Speisesaal.

„Noch allein?“ fragte sie erstaunt, als der Herzog ihr entgegentrat. „Ich hörte schon die Tischmusik.“

„Die Musiker proben bereits auf mein Geheiß,“ antwortete der Herzog. „Ihr müßt Eure Ungeduld noch ein wenig zügeln, Madonna, unser Gast wird bald erscheinen.“

Er umfaßte wie in impulsiver Zärtlichkeit ihre Schultern und führte sie ins Nebenzimmer.

„Was tut Ihr?“ fragte die blonde Madonna Sismonda befremdet, als der Herzog plötzlich die Tür abschloß. Der Herzog Geofirio antwortete nicht. Er öffnete die Tür eines Schrankes und wandte sich zurück, einen bunten Kelch in der Hand. Dieser Kelch war seltsam geformt und seltsam geschnitzt aus fremdem Stein. Auf grünem Grunde kranzförmig geordnet, umschlossen den Kelch schwarze Häupter mit schmerzhaft verzerrten Lippen — Abbild einer unbekannten und schrecklichen Gottheit.

„Was habt Ihr da für ein unheimliches Glas, ich sah es noch nie?“ fragte Madonna Sismonda. Der Herzog sah seine Gattin an: „Aus diesem Kelch, Madonna, will ich unserem Gaste den Willkommenstrank reichen! Seht ihn Euch einmal genau an; er ist ein geheimnisvolles Kunstwerk — ein Vorfahre brachte ihn mit, als das Heer des großen Cortez aus Mexiko heimkehrte. Ihr glaubt, Ihr sähet dem Kelch bis auf den kristallenen Grund? Ihr irret, Madonna; ebenso wie ich irrte, als ich den Grund Eurer Seele zu kennen glaubte. Seht her —“

Der Herzog rührte mit dem Zeigefinger an einen kunstvoll geschnittenen Onyx, der im Fuß des Kelches eingelassen war. Der Boden des Pokals verschob sich und gab einen zweiten Boden frei, auf dessen Grunde ein rötliches Pulver schimmerte. „Ein Kunstwerk, Madonna“, sagte der Herzog und seine Stimme war voll Hohn, „ein Kunstwerk wie die Seele einer Frau, nur der Eingeweihte sieht unter der klaren Oberfläche das Gift. Dieser Kelch — mit ihm trinkt der Wissende dem Gaste zu. Der Ahnungslose aber trinkt sich den Tod. — — Schreit nicht, Madonna, die Musik übertönt Eure Stimme — bezähmt Eure Ungeduld, Euren Liebhaber zu sehen. Ich werde Euch rufen, wenn Ihr ihn umarmen könnt.“

Er stieß die Wankende zurück — ein Griff — ein Schritt — die Tür schloß sich zwischen ihm und ihr.

*

„War da nicht ein Schrei?“ Der Herzog da Barga wandte lauschend das schöne, erhitzte Haupt.

Der Herzog von Geofirio lachte. „Das Blut rauscht in Euren Ohren, da Barga. Der Wein, die warme Nacht. Auch seid Ihr wohl voll Erwartung, wann endlich Madonna Sismonda aus der Stadt heimkehren wird — nur Geduld, ich höre schon die Reiter —, trinkt inzwischen mit mir. Wie sagtet Ihr doch — auf die Madonna unseres Herzens.“

Und der grüne Kelch funkelte in seiner erhobenen Hand.

*

Der Herzog von Geofirio öffnete die verschlossene Tür. Quer über der Schwelle lag die blonde Herzogin Sismonda. Ihr Gesicht war von Schreien und Tränen zerrissen.

„Unser Gast ist erkrankt, Madonna“, sagte der Herzog und hob die Hand gegen die verstummende Musik — „nehmt ihn in Eure barmherzige Pflege, bis der Arzt kommt.“

Er hob einen grellen Leuchter vor die Augen der Herzogin Sismonda.

Im gelben Licht lag der tote Herzog da Barga.

Wie groß ist die Welt?

Von Prof. Dr. Walter Anderssen.

Der Laie hält die Welt meist für unendlich. Die Ergebnisse der Astronomie aber scheinen für das Gegenteil zu sprechen. Mit bloßem Auge kann man am Himmel etwa 5 000 Sterne erkennen. Wenn nun der Weltraum, was die nächstliegende Annahme ist, überall gleichmäßig von Sternen erfüllt wäre, so müßte man mit einem Fernrohr, das doppelt vergrößert, in jeder der drei Dimensionen doppelt, im ganzen also achtmal soviel Sterne sehen, d. h. die Anzahl der gesehenen Sterne müßte sich in der dritten Potenz der angewandten Vergrößerung steigern. Nun sieht man aber bei fünffacher Vergrößerung nur 100 000, bei 50facher nur fünf Millionen und bei 500facher, der größten bisher erreichten, nur 100 Millionen Sterne. Die Zahl der sichtbaren Sterne wächst also bei steigender Vergrößerung des Fernrohrs sehr viel langsamer, als nach unserer Überlegung zu erwarten wäre. Daraus hat man den schwer vermeidbaren Schluß gezogen, daß die Sterne um so seltener werden, je weiter wir uns von unserem Sonnensystem entfernen. Aus dem Grade, in dem diese Seltenheit wächst, kann man errechnen, bei welcher Vergrößerung eine weitere Zunahme der sichtbaren Sterne nicht mehr zu erwarten ist. Die Zahl aller bei dieser Vergrößerung wahrnehmbaren Sterne wäre die Gesamtzahl der überhaupt existierenden. Sie beträgt etwa 1½ Milliarden.

Von diesen 1½ Milliarden Sternen ist der uns zunächst gelegene die Venus, die nur etwas über 40 Millionen Kilometer von uns entfernt ist. Der von uns entfernteste Stern unseres Sonnensystems, Neptun, ist schon etwa 4500 Millionen Kilometer von uns getrennt. Ganz anders aber

wachsen die Entfernungen, wenn wir nun zu dem nächsten, außerhalb unseres Sonnensystems gelegenen Stern übergehen. Dieses ist Proxima Centauri, ein etwa 38 Billionen Kilometer, d. h. über 80 000 Neptunlängen, von uns entfernter Stern. Die Entfernung des hellsten Fixsterns am Himmel, des bekannten Sirius, von uns beträgt schon etwa 80 Billionen Kilometer. Das fernste astronomische Gebilde, dessen Entfernung wir noch mit einiger Sicherheit angeben können, ist der Sternhaufen N. G. C. 7006, von dem Shapley annimmt, daß er 25 000 Siriuslängen von uns entfernt ist. Von dieser Entfernung kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man hört, daß sein Licht, obwohl es 300 000 Kilometer in der Sekunde durchläuft, 200 000 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Der Sternhaufen selbst, der durch die größten Fernrohre wie ein winziges Fleckchen am Himmel aussieht, ist so ausgedehnt, daß das Licht fast 100 Jahre braucht, um von einem Ende desselben zum andern zu gelangen. Noch weiter als dieser Sternhaufen ist allem Anschein nach die Sternwolke N. G. C. 6822 von uns entfernt. Shapley schätzt ihre Entfernung auf annähernd 10 Trillionen Kilometer. Zur Zurücklegung dieser Entfernung würde das Licht eine Million Jahre brauchen. Soweit unser Wissen reicht, enthält diese Sternwolke die von uns entferntesten Sterne des Weltalls.

Wir haben uns in den letzten Jahren daran gewöhnt, mit Zahlen, die wir in unserer Jugend kaum dem Hörensagen nach kannten, wie mit bekannten Größen umzuspringen. So mögen wir uns leicht einreden, daß wir mit den Worten Million und Billion eine ziemlich deutliche Vorstellung verknüpfen. Tatsächlich aber ist das eine Selbsttäuschung. Das menschliche Vorstellungsvermögen vermag sich von so gewaltigen Größen nur einen sehr unvollkommenen Begriff zu machen. Wenn man derartige Größen unserem Verständnis näher bringen will, bleibt nur das Hilfsmittel, sie alle in gleichem Verhältnis so zu reduzieren, daß sie uns dadurch faßbar werden. Das hat der englische Astronom Jeans in der Einleitung eines von ihm gehaltenen Vortrages über die Entstehung des Sonnensystems in sehr geschickter Weise getan. Er schlägt vor, sich diejenige Bahn, die die Erde um die Sonne beschreibt, als einen Punkt von ⅕ Millimeter (er sagt $^1/_{100}$ Inch) Durchmesser vorzustellen. Dann würde die Erde selbst zu einem Stäubchen zusammenschrumpfen, das $^1/_{50000}$ Millimeter Durchmesser hätte. Die Bahn des Neptun hätte dann die Größe eines Pfennigs, Proxima Centauri wäre 70, der Sirius etwa 135 Meter von uns entfernt. Der Sternhaufen N. G. C. würde dann 3800 und die Sternwolke N. G. C. 6822 etwa 19 000 Kilometer von uns entfernt sein. Das ist ungefähr die wirkliche Entfernung des Erdmittelpunktes vom Äquator. Das (uns bekannte) Weltall hätte also bei dieser Verkleinerung ungefähr dieselbe Größe, welche unsere Erde in Wirklichkeit hat, woraus folgt, daß sich der Weltenraum zur Erde verhält wie diese zu einem Stäubchen von $^1/_{50000}$ Millimeter Durchmesser.

Bunte Chronik

* **Die Falle des Junggesellen.** Der Bruch eines Eheversprechens ist eine Sache, die bei uns nur verhältnismäßig selten vor Gericht verhandelt wird. In den Vereinigten Staaten aber sind die Schadenersatzklagen aus diesem Grunde sehr häufig. Der Richter William M. Gemmill, der viele Jahre in Chicago die Gerichtsverhandlungen wegen des Bruches von Eheversprechen geleitet hat, legt nun zum Nutzen und Frommen der ganzen Männerwelt Amerikas seine Erfahrungen in einem Buch nieder, und er mahnt eindringlich alle Junggesellen, sich im Verkehr mit der Damenwelt in acht zu nehmen, weil die Gefahr einer Schadenersatzklage stets wie ein Damoklesschwert über ihnen schwebt. „Seid vorsichtig mit jedem Wort, das Ihr zu einer unverheirateten Frau sprecht," mahnt er. „Hütet Euch davor, einer Dame zu sagen, sie müsse vor dem Altar sehr hübsch aussehen, sie kann Euch dann sofort verklagen und wird eine stattliche Summe zugesprochen erhalten. Jede Schmeichelei muß sorgfältig vorher bedacht werden. Fragt man eine Frau, ob sie gern mit uns zusammen leben möchte, so ist man schon hereingefallen. Sie kann klagen und Schadenersatz fordern. Nach dem Gesetz sind solche Anspielungen oder Liebeserklärungen durch die Blume bereits gleichbedeutend mit einer Verlobung, und wenn man verlobt ist, dann muß man auch heiraten oder — zahlen. Nur wenn man ihr etwas Ungünstiges in ihrem sittlichen Verhalten nachzuweisen vermag, kann man sich noch aus der Schlinge ziehen. Einige Beispiele seien zum warnenden Exempel mitgeteilt. John Richmond schnitt ein Liebesgedicht aus der Zeitung und schickte es Virginia Roberts. Sie dachte, er habe es selbst gedichtet. Sie verklagte ihn auf Grund dieses Gedichtes und erhielt 4000 Dollar zugesprochen. Emanuel Johnson lud Hulda Smith ein, ein Stück Land zu besichtigen, das er gekauft hatte. Er fragte, ob sie nicht hier wohnen wolle, und sie sagte ja. Obwohl er sie niemals darum gebeten hat, ihn zu heiraten, hatte doch ihre Klage wegen Bruchs des Eheversprechens Erfolg, und er mußte 2000 Doll. bezahlen. James Ellisen sagte zu einem Mädchen: „Sie sagen, daß Sie gut kochen können. Ich liebe gute Köchinnen. Eine solche könnte mich kriegen." Daraufhin mußte er 2000 Dollar bezahlen, weil dies als Eheversprechen aufgefaßt wurde. Männer klagen sehr selten wegen eines Eheversprechens, das ihnen eine Frau gebrochen haben soll, und sie haben damit auch meistens keinen Erfolg. Das rührt wohl daher, daß die Männer von den Frauen geheiratet werden, und wenn sie der Ehe entgehen, froh sind und nicht noch erst wegen Schadenersatzes klagen.

*

* **D'Annunzios Untergrundtheater für Milliardäre.** Gabriele D'Annunzio ist gegenwärtig dabei, unter seinem Haus in Gardone ein Untergrundtheater zu bauen. „Es soll nur vierzig Plätze enthalten", so erklärte Morris Geet, der Regisseur der Neuyorker „Mirakel"-Aufführungen, der gelegentlich eines Besuches in Italien den Dichter in seinem Landhaus besuchte, dem Berichterstatter eines Londoner Blattes, „und für jeden der vierzig Plätze soll ein Eintrittsgeld von 1000 Pfund Sterling erhoben werden. Die Einnahmen sollen einem Wohlfahrtsausschuß zugute kommen. Nachdem ich mich mit D'Annunzio eine knappe Minute unterhalten hatte, zog er eine perlenbesetzte Nadel aus seiner Kravatte, die er mir überreichte. Der Dichter ist nämlich außerordentlich abergläubisch und bat mich, ihn mit der Nadel dreimal in die Hand zu stechen. Im Garten seiner Villa befindet sich eine Brücke, und ich mußte einen Zoll von 50 Centesimi erlegen, um mir das Recht zu erkaufen, die Brücke zu überschreiten. Ich habe bei der Gelegenheit auch mit dem Dichter vereinbart, eines seiner Stücke in Neuyork aufzuführen." — Der göttliche Gabriele scheint mit zunehmendem Alter immer närrischer zu werden.

*

* **Duell zwischen zwei Italienerinnen.** Zwei junge Neapolitanerinnen der bürgerlichen Gesellschaft, Concetta Palmira und Maria Meschino, waren beide in Herrn Giovanni Mauzi verliebt. Um ihren Streit zu schlichten, fochten sie dieser Tage, wie der „Mattino" berichtet, im Walde von Itri bei Neapel ein Duell auf Degen zu sehr schweren Bedingungen aus. Nach mehreren leidenschaftlich geführten Zusammenstößen verwundete Fräulein Palmira ihre Gegnerin nicht unerheblich an der Brust. Fräulein Meschino mußte in ein Neapeler Spital überführt werden, ihre siegreiche Duellgegnerin wurde wenige Stunden nach dem Zweikampf in dem Hause ihrer Eltern in Neapel von der Polizei verhaftet. Die Rolle des Herrn Giovanni Mauzi in dieser Liebes- und Duellaffäre bleibt unaufgeklärt.

*

* **Ein niedliches Kindergeschichtchen,** das Paul Lindau einst am Stammtisch im Café des Westens nächtlicherweile erzählte, wird von der Zeitschrift „Die Dame" mitgeteilt: Paul Lindaus damals ganz kleines Töchterchen hatte eine Lieblingspuppe. Nicht etwa, weil es ein Geschenk des Fürsten Bismarck war, hatte sie die Puppe so sehr in ihr kleines Mutterherzchen geschlossen, sondern, wie es bei Kindern so oft der Fall, weil selbige Puppe ramponiert, geschlissen war und ihr diverse Gliedmaßen fehlten. Ein herzlich verwahrlostes Wesen war diese Puppe. Als die Kleine einmal wieder mit diesem Lieblingswesen an den Schreibtisch des arbeitenden Lindau herantrat, damit er es begrüße, sagte der Vater ungeduldig: "So schmeiß doch schon endlich diese Puppe fort, sie stinkt ja abscheulich." Und tieftraurig und vorwurfsvoll versetzte das in seinem Herzen verletzte Kind: „Dich stinkt sie abscheulich. Aber mich stinkt sie wunderschön."

Kleine Rundschau-Ecke

* **Waschbär und Regenschirm.** Ein Kürschner verkaufte einer Kundin einen Pelz. „Ja, gnädige Frau," sagte er, „ich gratuliere Ihnen, daß es ein echter Waschbär ist, den Sie jahrelang tragen können." — „Wenn ich aber nun im Regen naß werde? Schadet das Wasser dem Pelz nicht? Wie wird er dann aber aussehen? Wird er nicht verderben?" — „Gnädige Frau, ich habe da nur eine Antwort: Haben Sie jemals einen Waschbären mit einem Regenschirm gesehen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.